

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 40

Artikel: "Wippwapp" [Fortsetzung]
Autor: Franck, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645711>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 40 - 24. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 6. Oktober 1934

Die Liebe muss starke Wurzeln haben. Von Johanna Siebel.

Die Liebe muss starke Wurzeln haben,
Damit sie sich tief in das Herze kann graben,
Damit auch durch dunkelste Kummerschicht
Sie durchdringt zum Licht.

Die Liebe muss leuchtend mit Blüten sich zieren,
Die in Not und Grämen den Glanz nicht verlieren.
Damit auch im allerfinstersten Leid
Sie strahlt in die Zeit.

Die Liebe von allen irdischen Gaben
Muss immer die seligsten Kräfte haben,
Damit sie im wildesten Wetterschein
Ein Segen kann sein.

„Wippwapp“. Roman von Hans Franck. Copyright by Albert Langen-Georg Müller, München. 14

Während des Laufes der Kriegsjahre wurden die Stunden der Freudenbrandung über Deutschlands Siege in Gusts Herzen zwar seltener. Freudestill aber war er beim Blick auf Deutschlands Bewährung der feindlichen Welt gegenüber nicht einen Tag; so wenig die See, die auch nicht ununterbrochen hoch in Wogen geht, jemals aufhört, über den Strand zu wellen.

Kam Gust mit einem neuen Sieg zu Rikelfchen, so freute auch sie sich. Freilich immer häufiger, immer sichtlicher galt ihre Freude nicht eigentlich dem Sieg, sondern der Freude Gusts. Aber je öfter Rikelfchen sich auf seinen Wunsch hin freuen, mitfreuen mußte, desto stiller, desto gedämpfter kamen die Freudenworte aus ihrem Mund.

Eines Tages stellte Gust seine Frau deswegen zur Rede.

Warum sie sich nicht mit ihm über Deutschlands Siege freue? bedrängte der von Jahr zu Jahr Lautergewordene die nun ganz der Stille verfallene Lebensgefährtin.

Doch, sie freue sich, gab Rikelfchen leise zur Antwort. Nicht so wie er!

Vielleicht nicht ganz so laut. Aber sie sei ja eine Frau. Und Frauenfreude sehe immer anders aus als Männerfreude.

Laut — weniger laut, da liege der Unterschied ihres Freuens über Deutschlands Siege nicht. Sondern hier: sie freue sich nicht so sehr, nicht so tief, nicht so im Inwendigsten wie er.

Das möge wohl stimmen.

Warum? wollte Gust wissen. Warum nur?

Ob der Grund wirklich schwer zu erkennen sei? fragte Rikelfchen zurück.

Er habe ihn nicht finden können, obwohl er Tag und Nacht darüber nachgedacht hätte.

Sie müsse ihn, so schwer es ihr auch werde, wirklich mit Worten sagen, den Hinderungsgrund für ihre reine Freude? Natürlich!

Obgleich er ganz nahe liege?

Nicht länger sperren! Da er den Grund, weswegen sie sich nicht von ganzem Herzen und von ganzer Seele mit ihm über Deutschlands Siege freue, trotz allen Nachdenkens nicht finden könne, so müsse sie ihn allerdings endlich aussprechen!

„Einfach: Supp ist im Feld!“ gestand Rikelfchen ihrem Mann als Freudehemmung zu.

Supp werde draußen nichts geschahn, versicherte Gust volltönenden Mundes mit vorgeworfener Brust.

„Macht unser Supp sich draußen etwa nicht hervorragen?“

„Das schon, Gust, aber — —“

„Kein Aber! Zum E. K. II hat er vor acht Tagen nun auch noch das E. K. I erhalten. Als Bizfeldwebel! Wahrscheinlich erlangt Supp im Feld die Charge, zu der er es im Frieden — der Teufel mag wissen warum — bei seinen Referveübungen nicht gebracht hat: Offizier des deutschen Heeres!“

„Nein, nein!“ schrie Rikelfchen auf.

„Warum in aller Welt nicht?“

„Weil dann die Gefahr für ihn noch größer ist als bisher.“

„Unfinn.“

„Kannst du nicht verhindern, Gust, daß Supp Offizier wird? Du bringst ja, seit du auf dem Rathaus die Stadt regierst, so vieles zustande. Warum nicht auch das?“

Gust glitt über die Torheit Rifelchens mit den allgemeinen Worten weg.

„Mein Junge, mein einziges Kind!“

„Halt deinen Mund! Oder ich verlasse das Zimmer. Lästerungen Deutschlands werde ich künftig nicht ein einziges Mal mehr von dir anhören! Hast du verstanden?“

„Aber du hast doch vor wenigen Augenblicken noch gesagt, Gust: Ich müsse auf mich selber blicken!“

Da fielen, wie Hammerschläge, jene Worte, mit denen während der Kriegsjahre die immer häufiger, immer heftiger werdenden Auseinandersetzungen der Ehegatten zu enden pflegten: „Du verstehst mich nicht!“

Und die Antwort Rifelchens lautete — still, wehmütig, schmerzhaft — wie jedesmal, wenn man bis zu diesem Punkt gelangt war: „Das mag wohl sein, Gust.“

Auch diesmal erwies sich die Hoffnung Rifelchens, daß ihre demütigen Worte an das Herz des geliebten Mannes rühren würden, als vergeblich.

Gust verließ türenfallend die Wohnung und ging dahin, wo man sich mit ihm lärmend über Siege freute, wo man das Wohl des Vaterlandes über das persönliche Schicksal stellte: ins Wirtshaus.

Rifelchen sank auf einen Stuhl am Fenster nieder und weinte.

Noch als sie kurz vor Mitternacht Gust schweren Schrittes die Aderstraße entlang kommen hörte, saß die hangende Mutter, leise vor sich hinweinend, im Dunkeln auf dem Stuhl am Fenster.

Wie ein ertapptes Schulmädchen sprang Rifelchen hoch lief in die Schlafstube, zog sich — ohne Licht zu machen — hastig aus und schlüpfte ins Bett.

„Schläfst du?“ fragte Gust, nachdem er auf den Fußspitzen die Schwelle überschritten hatte.

Rifelchen gab keine Antwort. Ihr Atem ging langsam und leise, als ob sie schon stundenlang schlafend im Bett gelegen hätte.

XI.

Zu Beginn des dritten Kriegsjahres wurde der Vizefeldwebel Josef Micheelsen an der Westfront Leutnant.

Gust fand die Nachricht eines Morgens auf seinem Bureau im Rathaus vor. Dorthin hatte er sich schon seit längerem, um Rifelchen vor Briefüberfällen von der Front her zu schützen, auch seine Privatpost bringen lassen.

Einige Minuten später lief Gust vom Rathaus in die Aderstraße.

Jawohl: Gust lief. Ohne daß sein Atem ausging! Denn der Krieg hatte ihm durch das Umherheben von früh bis spät, durch die Schmälerung der Friedensnahrung fünfzig Pfund Fett fortgenommen.

„Supp ist Leutnant geworden!“ schrieb Gust schon auf der Treppe und schwenkte den Feldpostbrief wie eine Sieges-trophäe.

„Was ist mit Gust?“ stürzte Rifelchen dem nach oben Stürmenden bis zu der Wohnzimmertür entgegen.

„Nichts ist mit Supp. Gut ist es mit Supp. Offizier ist Supp! Endlich Offizier!“

„Dann seh ich ihn nicht wieder.“

Rifelchen sank — mit totenblassem Antlitz — auf den Stuhl neben der Tür.

„Unfinn!“ schalt Gust.

„Inwiefern?“

„Unfinn. Alles Unfinn, was du zusammenredest. Deine Nerven lassen dich im Stich. Du bist krank. Nicht körperlich, sondern seelisch. Kein Wunder bei deiner Sorge Tag und Nacht.“

Gust sah seine Frau an und erschrak. Nicht der winzigste Schimmer von Röte durchschien die Haut ihres eingefallenen Gesichts, dessen Baden ehemals geleuchtet hatten, als könne jeden Augenblick das Blut herauspringen.

„Komm!“ bat der Erschreckte. „Leg dich hin. Auf's Sofa dort. Komm! Ruh dich aus!“

Rifelchen nickte, der Versuch aufzustehen mißlang freilich.

Gust schob seinen Arm unter den ihren, hob sie von dem Stuhl neben der Tür in die Höhe und geleitete sie wie eine Kranke durch das Zimmer.

„Warum habe ich nur den einen?“ fragte Rifelchen.

„Ganz langsam gehn!“ mahnte Gust. „Ich stütz dich. Siehst du wohl? Hättest du zehn Jungen wie meine Mutter, wäre deine Sorge zehnmal so schwer.“

„Müßte ich dann einen hergeben, blieben mir zum Trost noch neun.“

„Da wären wir also. Blieben noch neun? So sündhaft darf man nicht einmal denken. Wieviel weniger reden! Hinlegen! Langsam ... Wozu bin ich denn da, wenn nicht zum Helfen? Nun also! Schön, daß du die Beine nicht mehr auf der Erde hast?“

„Wenn ich aber den einen hergeben muß ...“

„Die Füße ausstrecken ... Noch weiter ... So ... Du brauchst nicht, wie ich, mit hochgezogenen Knien zu liegen. Für dich ist das Sofa lang genug.“

„Wenn ich aber den einen hergeben muß, den einen, der mir auch bald noch halb gegen deinen Willen geschenkt ist ...“

„Liegt eigentlich dein Kopf hoch genug? Nein! Zu niedrig. Aber wie abhelfen? Ein Rissen, außer dem kleinen, das du unter dem Kopf hast, ist nicht mehr da. In die Kammer lauf ich nicht. Ich nehm die Tischdecke. Sie wird nachher beim Liegen von selber wieder glatt. Und wenn nicht, dann fährst du einmal mit dem Bügeleisen darüber, und schon ist der Schaden gebessert.“

„Wenn Supp fällt, wenn ich den einen, welchen ich habe, nicht wiedersehe, dann ...“

„Nun liegst du aber gut: ganz ausgestreckt ... den Kopf so hoch, wie du es nun mal am liebsten magst ... Jetzt könntest du zu schlafen anfangen. Oder soll ich dich zudecken? Das ist bei dieser Augusthitze doch wohl nicht nötig?“

„Wenn ich Supp nicht wiedersehe, dann will auch ich ...“

„Still sein ... Die Augen zumachen ... Fester ... Viel fester ... Tiefer atmen ... Noch tiefer ... Schlafen ... Still sein ... ganz still ... Nicht bloß mit dem Mund ... Auch inwendig in dir ... So ... so ...“

Und Rikelchen wurde still. Schließ unter dem Streicheln Gust am hellen Tage ein.

Nach Stunden erst erwachte die Erschöpfte.

Als sie Gust besorgt an ihrem Sofalager sitzen sah, nahm sie seine Hand, drückte einen Kuß darauf und flüsterte: „Ich habe dir weh getan.“

„Ein ganz klein wenig — nicht der Rede wert.“

„Es war nicht recht von mir, Gust. Vergib.“

„Vergeben ist nicht nötig, Rikelchen.“

„Wie kann ich wieder gutmachen, was ich dir getan habe?“

„Freu dich mit mir.“

„Gust, irgendwo freu ich mich wie du.“

„Das ist es ja, das ist das einzige, was ich gegen dich zu sagen habe, das einzige, wodurch du mir das Leben schwer machst, schwerer als nötig: Irgendwo freust du dich. Aber man sieht es nicht, man hört es nicht. Man weiß: die Freude ist da, die Mitfreude. Aber ich habe an ihr keinen Teil.“

„Es ist so weit in mir bis zur Freude.“

„Wo ist das Rikelchen von ehedem? Das Rikelchen, das man nur anzusehen brauchte, um mit ihm lachen zu müssen. Wo ist es, dieses geliebte Rikelchen?“

„Ich weiß es nicht, Gust.“

„Als wir arm waren, als die Sorge bei uns aus und ein ging, als ich vergeblich auf Kunden warten mußte, als ich mich mit meiner Mutter herumzuschlagen hatte, bist du auf meinen Schoß gehüpft, hast deine Arme um meinen Nacken gelegt, hast mich geküßt, hast dummes Zeug geredet, hast gelacht, so lange gelacht, bis ich mitlachen mußte, auch dann, wenn ich eigentlich Grund zum Weinen hatte.“

„O ja — einst — einst.“

„Nun aber, wo die Sorge nicht den Mut hat, bei uns anzuklopfen, noch viel weniger bei uns einzutreten, nun wo du alles haben kannst, was du begehrst, wo ich bereit bin, dir jeden Wunsch zu erfüllen, wo du die zweitreichste Frau in der Stadt bist, wo du, wenn du vernünftig wärst, vom Morgen bis zum Abend nichts zu tun brauchtest, nun raderst du dich ab wie meine Mutter, nun ist das Lachen aus deinen Augen fort wie das Rot von deinen Baden. Warum?“

„Ich weiß es nicht, Gust.“

„Wir müssen es wissen. Wir müssen der Sache auf den Grund gehen, wenn wir wieder zurechtkommen wollen. Du hast gesagt: es ist so weit in dir bis zur Freude. Weshalb?“

„Ein Berg liegt davor. Nein, viele Berge. Ein Gebirge. Dahinter ist auch in mir die Freude.“

„Welches Gebirge?“

„Vielleicht der Krieg, Gust?“



Fritz Gygi, Bern. Zeichnung. (Zum Aufsatz S. 632.)

„Das kann nicht sein. Dann könnten sich überhaupt kaum noch Menschen auf der Erde freuen. Denn wie viele Völker gibt es, die nicht unmittelbar oder mittelbar von diesem Krieg in Mitleidenschaft gezogen werden?“

„Ich wundere mich auch immer wieder darüber, daß Menschen noch zu lachen vermögen. Ich, die früher mehr und leichter gelacht hat als die meisten Menschen, ich vermag das nicht.“

„Das allgemeine Leid kann der Grund für deine Not nicht sein. Es muß ein besonderer, ein persönlicher Grund da sein.“

„Vergißt du denn ganz, Gust: unser Supp —“

„Supp wird wiederkommen.“

Rikelchen schwieg.

Auch hinfort widersprach die Mutter Josef Micheelsens ihrem Mann nicht mehr, wenn von dem Krieg und dem Schicksal Zupps die Rede war.

Freilich, Rifelchen stimmte Gust auch nicht zu.

Sie war stumm. Mit ihrem Mund. Und in sich selber.

Da Gust es verlangte, so freute Rifelchen sich. Da Gust es wollte, so lachte Rifelchen. Nicht wie ehemals. Sondern bald zu leise — bald zu laut. Oft so gezwungen, so stoßhaft, daß man fürchten mußte, ihr Lachen werde in Weinen umkippen. An andern Tagen so laut und schrill, daß selbst Gust aufhorchte und sich fragte: Was ist nur mit der Frau?

Was mit Rifelchen war? Sie wußte es: Müde! Un-sagbar müde! Aber Gust durfte es nicht wissen. Gust durfte es nicht sehen. Aufrecht halten! Freuen! Mitfreuen! Und: lachen! Auch dann, wenn die Tränen nur durch Aufwand aller Mühe herunterzuschluden waren, auch dann lachen!

Dieser Kampf gegen sich selbst machte Rifelchen immer blasser. Und immer müder.

Zum Doktor! drängte Gust. So gehe es nicht weiter!

Rifelchen schüttelte den Kopf: Zum Arzt? Nicht doch!

Ihr fehle nichts. Ein törichtes schwaches Frauenzimmer wäre sie. Das sei des ganzen Rätsels Lösung.

Gust selber fand den Weg zur Freude nach wie vor leicht. Sie lag ihm sehr nah, seit er das höchste Ehrenamt des Bürgertums bekleidete. Kein Berg, kein Hügelchen drängte sich zwischen ihn und das Freuen. Nicht einmal die Sorge um Zupp. Der würde gesunden Leibes mit ordentlich bedeckter Uniform und einem Offiziersrang, der sich zur Zeit nicht einmal abschätzen ließ, wiederkommen. Das stand unerschütterlich. Es gab eine sittliche Ordnung der Dinge, die sich nicht einmal in ihr Gegenteil verkehren konnte. So wenig wie am Äquator plötzlich alles vereisen, an den Polen eines Tages die Sonne den Eskimos senkrecht auf die Pelz-lappen scheinen konnte.

Niemand in der Stadt hatte Veranlassung, den kriegsbeglückten Rentier und Bürgerworthalter August Micheelsen, dessen Sohn im Felde die während des Friedens verweigerte Offiziersernennung zuteil geworden war, zu fragen, wie es ihm gehe. Man las es auf seinem Gesicht, sah es an seinem Kommen und Gehen, hörte es hinter jedem Wort, spürte es durch jedes Handausstrecken im Dienst des Vaterlandes: Gust ging's gut! (Fortsetzung folgt.)

Drei Berner stellen in Langenthal aus.

Langenthal spielt in der Geschichte der schweizerischen Malerei eine wichtige Rolle. Hat doch Hodler dort längere Zeit gemalt und Unvergängliches geleistet. Es ist nicht ohne Reiz, den von Hodler entdeckten Zauber der Landschaft im Oberaargau mit Proben unserer Zeit zu vergleichen. Wir legen natürlich einen zu strengen Maßstab an, wenn wir beispielsweise den jungen Langenthaler Edwin Hitz an Hodler messen. Aber es hat uns doch gefreut, bei Hitz, der gegenwärtig im Kasino Langenthal mit zwei andern Bernern ausstellt, Landschaften aus der Gegend der Langeten zu begegnen, die nur dort gemalt werden können und das Eigenartige dieses Landstriches gut wiedergeben. Hitz war eine Zeitlang als Theatermaler in Hol-

land tätig. Ein Grachtenbild aus jener Zeit fällt besonders angenehm heraus. Andere Landschaften, insbesondere aus unsern Bergen, würden eine stärkere Durchbildung wohl vertragen. Aber der Künstler ist noch jung; seine Porträte zeugen für eine starke Charakterisierungs-gabe. Hitz weiß sich auch als fein gestaltender Theatermaler aus. Wann wird Bern (wir wiederholen: nach Amsterdam!) sein Talent beanspruchen?

Fritz Gngi ist Stadtberner und stellt nur aus Freundschaftsgefühlen in Langenthal aus. Wir dürfen uns diesen jungen Künstler merken. Geschult an Vaters handwerklichem Können als Dekorationsmaler, zeigt er sich als freier Künstler von starker Begabung. Den Zeichenstift weiß er in fast altmeisterlicher Art zu führen, um — bei andern Themen — mit elementarer Wucht seelisch heftig belebte Szenen hinzuwerfen. Kokoschka weiß ihn für einen Augenblick zu begeistern; Picasso zieht ihn in Bann. Dann aber ist er wieder ganz er selbst. Und da ist er am stärksten: als scharf charakterisierender Gestalter von Figürlichem. Gngi zeigt offene Begabung für Graphik. Sich hier weiterzubilden, dürfte ihm und andern Freude machen.

So ganz anders geartet ist der Dritte im Bunde dieser Aussteller: Heinrich Nyffenegger aus Bern. Seine in Langenthal gezeigte Winterlandschaft ist uns als sympathische Bekannte aus der Kunsthalle in Bern sofort wieder aufgefallen. Seine übrigen Landschaften zeugen von fleißiger Arbeit und gutem Farbengefühl. Da und dort wünschten wir ihm eine etwas belebtere Palette.

Der Start der drei Berner in Langenthal (Hitz und Gngi stellen zum erstenmal öffentlich aus) ist gelungen. J. O. K.

Zum siebenzigjährigen Bestehen des Freien Gymnasiums in Bern.

Vor kurzem hat das Berner Freie Gymnasium sein 70jähriges Bestehen gefeiert. Von nah und fern strömten die ehemaligen Schüler und Freunde der Schule zu dem Feste herbei. Der kirchlichen Feier schloß sich ein Bankett an, und den Abschluß bildete eine wohlgelungene Schüler-Aufführung der Sophokle'schen Antigone. Die Feststimmung war getragen von der Tatsache, daß das vor 70 Jahren begonnene Werk heute noch Bestand hat auf der gleichen ideellen Grundlage, die bei seiner Gründung leitend war. Und ein fernerer Grund zur frohen Stimmung war in der Tatsache gegeben, daß das Werk heute die Anerkennung und die Sympathie findet bis in die tiefsten Volksschichten hinab und hinauf in die höchsten Behörden des Bernervolkes. Der sichtbare Beweis dieser Anerkennung und Sympathie liegt vor in dem schönen Flügel, den die Regierung der Jubilarin geschenkt hat.

Die Idee der staatsfreien Schule in der bei uns verwirklichten Form verdient diese Anerkennung. Die Tatsache, daß im Bernerland solche freien Schulen bestehen und bestehen können, ehrt Volk und Regierung. Sie bezeugt einen hohen auf Opferbereitschaft fundierten Idealismus auf der einen Seite und verständnisvolle Loyalität auf der andern Seite. Das Recht, über die religiöse Erziehung seiner Kinder entscheiden zu dürfen, gehört zu den kostbarsten Rechten, die ein Staat seinen Bürgern schenken kann. Der liberal geführte bernische Staat duldet Schulen, zwei private Seminarier und ein privates Gymnasium, die die politischen Traditionen einer ihm feindlich gesinnten Vergangenheit pflegen. Das gereicht ihm zur Ehre. Daß diese Duldung nicht rein idealistischen Beweggründen entspringt, ist augenscheinlich. Sicher überlegt er sich, daß die Opfer der Väter für ihre freie Schule die Staatskasse entlasten,